Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 110 (1942)

Heft: 15

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstr. 9, Luzern, Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstr. 8, Luzern, Tel. 26593

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7-9, Telephon 2 74 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandsporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Dienstag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 9. April 1942 **110. Jahrgang · Nr. 15**

Inhalts-Verzeichnis Osterlyrik der Kirchenväter. — Zu einem umstrittenen Vortrage von Mgr. Besson: »L'Eglise et le royaume de Dieu«. — Die Zweckfrage der Ehe. — La prédication au XXe siècle. — Notker der Stammler. — Kirchen-Chronik. — Kirchenamtlicher Anzeiger. — Priester-Exerzitien.

Osterlyrik der Kirchenväter

Die Gedanken der römischen Osterliturgie sind gebildet aus der heilig strengen Theologie der antiken Kirche, sind wie klassisch gemeißelte Säulen aus den unerschöpflichen Marmorbrüchen der großen Kirchenväter. Aber darüber legt sich auch heute noch das Rankenwerk altchristlicher Osterpoesie, so fröhlich blühend wie die Rosen im römischen Frühling, die zwischen uraltem Marmorgebälk emporwuchern. Wohl ist manches Gezweig von der Hand der liebevoll nüchternen Mater Ecclesia zurechtgeschnitten worden, und seit langem darf das vergilisch entzückende Lob der Mutter Biene, die im »linden Frühlingshauch emsig den Stock verläßt und in kleiner Brust ungeheure Gedanken birgt«, in der Osternacht nicht mehr ertönen. Mußte ja doch schon Hieronymus einen Diakon davor warnen, nicht die ganze Poesie der vergilischen Georgica in seinen Lobpreis der Osterkerze aufzunehmen [1]. Aber auch so ist in unserer Osterliturgie noch etwas von dem Duft antiker Frühlingsfreude zu spüren. »Das sind die neugeborenen Lämmlein, siehe sie eilen zum Wasserquell, überstrahlt von Klarheit«, heißt eine Antiphon am Weißen Sonntag. »Deine Heiligen blühen auf wie Lilien, sind wie ein Balsamduft von Dir«, singt die Kirche von den Märtyrern in der Osterzeit. Und dann vor allem die kühn sich der Schriftworte des Klagelieds 4, 7 bemächtigende Lyrik im Responsorium auf die Apostel in der Osterzeit: »Strahlend weiß sind ihre Nazaräer, wie gemolkene Milch, weißer wie Schnee, rot wie altes Elfenbein, schöner als Saphirgestein.« Hier stammelt die gleiche Frühlingsfreude, die einem Nachahmer des heiligen Augustinus, wohl Caesarius von Arles, in unserer Homilie am Weißen Sonntag den Anruf an die Neugetauften entlockt: »Ihr frischgrünen Zweiglein der Heiligkeit, Du frommes Samenkorn, Du mein neuer Bienenschwarm, Blütenkranz meiner Ehre [2].«

So dürfte es allen, die unsere Osterliturgie lieben, willkommen sein, einige volle Klänge aus den vergessenen Chorliedern antik kirchlicher Osterlyrik zu hören. Denn nur daraus lernen wir die paar Melodien, die wie verträumte Hirtenweisen durch unsere streng geformten Ostergebete klingen, neu kennen und singen.

Die patristische Dogmatik vom Mysterium des Pascha sieht das Grundgeheimnis dieser jährlichen Begehung unserer Erlösung vor allem in der durch Christi Auferstehung bezeugten und verbürgten Teilnahme des Menschen an der Neuschaffung aller Kreatur im Geiste. »Wohnt in Euch der Geist des Vaters, der Christus Jesus von den Toten auferweckt hat, so wird er auch Euren sterblichen Leib zum Leben erwecken durch seinen Geist, der in Euch wohnt«, so kündet Paulus (Röm. 8, 11) das gewaltige Leitmotiv des Chorliedes an, das bis in die letzte Melodie der bukolischen Rohrflöte patristischer Osterlyrik nachklingt. Dieses jährliche Neuwerden der Menschenkreatur fällt aber für den antiken Christen zusammen mit dem Beginn des Jahres, das nach römischer Chronologie mit dem März, dem Frühlingsbeginn anhebt. Dazu kam in uralter, schon philonischer Tradition die schöne Auffassung, Gott der Schöpfer habe die Welt ebenfalls im März, im Zustand der ersten Frühlingsschönheit, geschaffen. Und endlich gedachte man im März, im Nisan des alten Gottesvolkes, im Anblick des österlichen Vollmonds, jenes heilsgeschichtlichen Vorbildes des Pascha, des Auszugs der Israeliten aus dem ägyptischen Frondienst: auch dieser fand im Frühling statt, als die alte Knechtschaft in den Fluten des Roten Meeres unterging und die neue Heimat offen stand, die von Milch und Honig fließt. So schaute die patristische Theologie das sakramentale Neuwerden der Ostertaufzeit im Eins dieser drei Anfänge: der ursprünglichen Weltschöpfung, der vorbildlichen Schöpfung des Gottesvolkes, der Neuschöpfung in der Auferstehung des Herrn — und all dies als einen wundervollen göttlichen Frühling.

Hier nun war der geistige Ort gegeben, wo dem antiken Christen die ganze hellenistische und römische Freude am Frühling in die Herzmitte seiner dogmatischen Tauftheologie einströmen konnte. Es ist, als ob nun die Idyllen des Theokrit von der alexandrinischen Ostertheologie und

[1] Epist. 18, 1 (PL 30, 182 D), unter den pseudohieronymianischen Briefen. Wir halten das Stück mit G. Morin für echt.
[2] Sermo 172 (PL 39, 2075).

Pfarramt, Kestenholz/Sol.

als ob Vergils ländliche Lyrik von der Dogmatik des Ambrosius eine Taufe empfingen. Man lese so einmal das köstliche Kapitel im Pädagogen des Clemens von Alexandrien, wo er vom Kindersinn und der Frühlingsschönheit der neugetauften Christen spricht: »Aus Jugendlichen also besteht das ‚Neue Volk' im Unterschied zum alten Volk, aus solchen, die die neuen Güter kennen lernten. Und wir besitzen nun jene Lebenszeit, der strotzende Fülle eignet, diese niemals alternde Jugend, in der wir immer lebensfroh für die Gotterkenntnis sind, immer jung, immer zart und immer neu. Denn neu müssen die sein, die an dem neuen Logos Anteil erhalten haben. Was aber an der Ewigkeit Anteil hat, wird in Liebe dem Unvergänglichen ähnlich, so daß nun die Benennung mit dem Kindesalter den Frühling des ganzen Lebens bedeutet, weil die Wahrheit in uns ewig jung und unser ganzes Wesen von Wahrheit durchflutet ist[3].« Im Neugetauften ist nun die »immer blühende Weisheit«, sie werden »Lämmlein« und »Kinder« genannt, weil sie durch die österliche Taufe denjenigen besitzen, der da ist »Lamm Gottes und Kindlein des Vaters«. Das ist echte alexandrinische Lyrik. Und noch viel später, in den Osterhomilien des Cyrillus von Alexandrien, rauscht dieses Chorlied in wundervollem Griechisch auf: »Frühling nennen wir die Zeit, die jetzt anbricht. Und mich dünkt, ein Mensch mit dichterischer Zunge und erhabenem Geist müßte zum Lob des Frühlings einen köstlichen Kranz winden können. Dahin ist der trübselige Anblick des Winters. Die Sonne funkelt, als hätte sie sich den Staub vom Antlitz gewischt, und gießt in neuen Lichtern ihre Schönheit aus über Berge und Täler, über Wälder und Haine. Alles wird wieder jung, und aus frischen Blüten windet sich der Frühling den Kranz. Es jubelt der Hirte, in süßer Melodie entlockt er seiner Rohrflöte das Liedchen und führt seine Herde auf die Weide voll duftiger Blumen und zartsproßendem Kraut. Der Rinderhirt läßt das lustig hüpfende Kalb zusammen mit dem Muttertier auf grüne Auen springen. Schon brechen die neuen Triebe des Weinstocks aus und klammern sich wie mit Fingerchen in geschickter Windung um stützendes Schilfrohr oder nachbarlich wachsende Bäume. Denn sie lieben es, hoch zu ranken, damit einst die schwere Pracht der Trauben sichtbar werde. Die Wiesen im süßen Duft ihrer Blumen schenken dem Landmann in alter Treue ihre Früchte. Tausendmal mehr noch könnte man zum Lobpreis dieser blütenschweren Jahreszeit singen. Aber ich meine, das sei wenig, wäre nicht auch aus einem anderen Grund der Frühling vor allen anderen Zeiten preiswürdig: mit der Natur zusammen feiert nämlich jetzt auch jenes Wesen seine Auferstehung, das alle Natur in sich zusammenfaßt: der Mensch. Denn es führt diese Frühlingszeit mit sich herauf die Auferstehung unseres Erlösers, durch die wir alle umgewandelt werden in die Neuheit des Lebens und dem Verwesen des Todes auf immer entzogen sind. Darum sagt Gott der Vater beim Propheten (Sophonias 3, 17): ‚Hab Mut, Sion, und laß die Hände nicht sinken! Der Herr Dein Gott ist bei Dir, der Starke, Er wird Dich erretten und neu machen in seiner Liebe'[4].«

Diese griechische Lyrik des Osterfrühlings beginnt früh auch im römischen Westen, noch in griechischen Lauten, ihr Lied zu singen. In einer Osterhomilie, die durch neueste Forschungen als echtes Gut des Hippolyt von Rom nachgewiesen ist, hebt der Prediger auf dem römischen Ambo in hymnischer Frühlingsfreude zu reden an: »Warum ist der Ostermonat der ‚erste im Umlauf des Jahres' (Exodus 12, 2)? Eine tiefsinnige Auslegung der hebräischen Schriftgelehrten sagt, in diesem Zustand habe der Herr aller Zeiten, der Gott und Schöpfer das All erschaffen. Die Frühlingsschönheit der Erde sei gleichsam die erste Blüte der Schöpfung: so wie damals, als zum ersten Mal das wundervoll bunte Gebilde der Schöpfung sich vor dem Auge des Weltenbildners in schöner Ordnung zu regen begann, als der Himmel zu schwingen anhub und die Zeiten sich ablösten, als die Sonne ihre Bahn lief und der Mond noch kein Abnehmen kannte, als Gras und Grün sproßten, die Bäume zu köstlichem Blühen ansetzten und die Herden sich mehrten in fruchtbarem Gebären. So grünt nun auch jetzt die Erde wieder, es treiben die Baumblüten wie in Geburtswehen zur Frucht hin; jetzt löst der Landmann sein Zugtier aus dem Joch und gönnt dem Ochsengespann die Ruhe, denn er hat die heilige Kornfrucht der Erde anvertraut und wartet nun auf die himmlische Quelle des Regens; der Hirt melkt die weiße Milch, die Bienen bereiten sich das Wachs zu süßer Wabe; wieder wagt sich der Seefahrer aufs dunkelblaue Meer und trotzt mit gewinnverheißender Technik den flutenden Wogen. Harmonischer Gleichklang des Alls, wundervolle Ordnung der Schöpfung, in einem Wort: entzükkende Schönheit des Weltenbeginns — das ist die süße Freude des Frühlings. Ich halte diesen Lobpreis für wahr, und ich meine, oder besser ich glaube von dem geistlichen Geheimnis des Osterfestes her, daß dieser Monat, in dem wir Ostern feiern, wirklich der Anfang, das Haupt, der Urbeginn aller Zeiten war. Denn in ihm vollendet sich in geheimnisvoll heiliger Feier das Mysterium unseres Pascha. So wie der Kyrios, aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge Schöpfer, der Erstgeborene von Anbeginn ist, so ist auch dieser Monat, der mit der Feier unserer heiligen Mysterieneinweihung geehrt wird, der erste im Jahreslauf und der Uranfang aller Dinge[5].«

In dieses Loblied auf den österlichen Frühling fügt sich nun vom Alexandrien des Origenes her noch ein neues Motiv ein. Aus der allegorischen Exegese zum Hohenlied klingt das Frühlingslied des Bräutigams: »Vorbei ist der Winter, vorbei, verrauscht der Regen. Auf der Flur zeigen die Blümlein sich schon, des Rebschnitts Zeit ist gekommen, der Turtel Gurren hört man im Land, süß duftet die Blüte des Weinstocks« (Hohelied 2, 11-13). Die Väter sehen dies erfüllt an dem göttlichen Weinstock Christus, nach dessen Tod, dem tränenden Rebschnitt, der österliche Frühlingsjubel aufbricht. Immer wieder legt Origenes die Winterstürme, den Blumenduft und das Gurren der Taube auf die selige Zeit aus, die nun, nach dem Tod des Herrn, in unserem Pascha begann, die Zeit des Blühens, der Geistestaube, der Osterfreude[6]. Ihm sprechen es die griechischen Väter nach. Prokop von Gaza etwa, um einen Unbekannten zu nennen: »Darum spricht Gott zur Kirche aus den Heiden: Steh auf, meine schöne Taube, siehe der Winter ist vergan-

[3] Paidagoges I, S. 20. 24 (GCS I, 102. 104).
[4] Homilia paschalis 9, 2 (PG 77, 581).
[5] Ps.-Chrysostomus, Sermo 6, 3 in Pascha (PG 59, 739).
[6] Homilia 2, 12 in Canticum (GCS VIII, 58); Commentarium in Cantic. 3 (GCS VIII, 220 f.) und öfter.

gen und die Regen sind vorüber, die Blumen sprießen, ja die Blumen auf dem ganzen Erdenrund. Wir sind es, die da aufblühen in Christus, eilend zu der Neuheit des Lebens, Ausschau haltend nach dem unsichtbaren, rein geistig zu schauenden Frühling, der strahlenden Ankunft Christi [7].« Und Ambrosius, der getreue Herold origenischer Mystik im Abendland, predigt: »Siehe, der Winter ist vergangen, die Blumen sieht man auf der Erde. Vor der Ankunft Christi war Winter. Da kam Christus, nun wird es Sommer. Vor ihm war alles ohne Blumen, tugendkahl. Christus hat gelitten: und siehe, alles begann im Hauch der neuen Gnade Blüten zu treiben [8].«

Jetzt hebt in den lateinischen Lauten des spätrömischen Abendlandes, aus denen sich unsere heilige Liturgiesprache bildete, ein begeistertes Ostersingen an. Nun befinden wir uns in dem Bereich, in dem immer unbekannt bleibende Männer unsere Antiphonen und Responsorien und den Jubilus des österlichen Exultet gedichtet haben. Es ist wiederum Ambrosius, der aus Origenes und Hippolyt, ebenso aber auch aus dem alexandrinischen Philon [9] den schönen Osterhymnus zusammenstellte, den er in seinem Exameron hinterlassen hat: »Dieser Monat soll Euch der erste der Monate sein. An diesem Anfang der Monate hat Gott Himmel und Erde erschaffen. Denn die Erde sollte zu einer Zeit entstehen, da allen Dingen der warme, gute Frühlingshauch wehte. So spiegelt denn das Jahr ein Bild der werdenden Welt wider: auf Winterfrost und Winternacht strahlt freudiger als sonst die Pracht des Frühlings auf. Und so bildet das erste Entstehen der Welt ein Bild der künftigen Jahreszeiten. . . Um die Frühlingszeit bei Erschaffung der Welt anzuzeigen, spricht die Schrift: dieser Monat sei Euch Anfang der Monate, der erste für Euch unter den Monaten des Jahres. Denn es ziemte sich, daß der Anfang der Schöpfung mit dem Jahresanfang zusammenfalle . . . zugleich aber mag man beachten, daß der gnadenvolle Eintritt in diese Schöpfung und in diese Lebenssphäre sichtlich zu der Zeit erfolgen sollte, da auch der Uebergang von dieser Welt in die Welt der Wiedergeburt stattfindet. Hielten doch auch die Kinder Israels zur Frühlingszeit den Auszug aus Aegypten und den Durchzug durchs Rote Meer, ‚getauft in der Wolke und im Meere', wie der Apostel sagt. Zu dieser Jahreszeit wird das Pascha des Herrn Jesus Christus gefeiert, das ist der ‚Uebergang' der Seelen vom Sündenleben zur Tugend, von den Leidenschaften des Fleisches zur Gnade und Keuschheit des Geistes [10].«

Diese Ostertheologie des großen Ambrosius klingt wundersam nach in den Predigten der spätlateinischen Kirche. Gaudentius von Brescia muß seine Gläubigen eigens aufklären, daß es nichts verschlage, wenn das Osterfest einmal auch in den April falle und somit nicht gerade strikt im ersten Monat des Jahres gefeiert werde — so tief verwurzelt war auch im Volk die Frühlingssymbolik des Osterfestes. Dann predigt er: »Zur passenden Zeit wollte Jesus der Herr das selige Osterfest gefeiert wissen: nach den Nebeln des Herbstes, nach der starrenden Kälte des Winters, aber vor der Glut des Sommers. Es wollte nämlich Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, das Nebeldunkel der Juden und die eisige Kühle der Heiden noch vor der Feuersglut des kommenden Gerichts mit dem milden Licht seiner Auferstehung vertreiben und das All zu jener stillen Ordnung zurückführen, die am Anfang war und nur vom Fürsten der Finsternis wie mit dräuendem Nachtdunkel verhüllt schien. Denn in der ausgeglichenen Wärme des Frühlings hat Gott die Welt erschaffen. Vom Monat März sagt Gott durch Moses: dieser Monat sei Euch der Anfang der Monate, der erste im Jahresumlauf. . . Und so läßt der Sohn Gottes, durch den alles geschaffen worden ist, am gleichen Tag und zur gleichen Jahreszeit die todmüde Welt in Kraft seiner Auferstehung neu aufleben, an dem er selbst die Welt aus dem Nichts geschaffen hat, auf daß alles erneuert werde in Christus, was da ist im Himmel und auf Erden [11].« Wie Ambrosius in seinen Predigten zum Sechstagewerk [12] so reizende Schilderungen der Frühjahrsschönheit gab, wie Augustinus [13] die Neugetauften den »Frühling Gottes« nennt, wie Methodius [14] von der Frühlingsschönheit der Lilien als dem Symbol der christlichen Keuschheit spricht, so nun auch die späten Nachfahren der antiken und altchristlichen Geistes. Eines der schönsten Chorlieder dieser patristischen Osterlyrik möge hier den Abschluß bilden. Es ist der Predigt eines unbekannten Geisteserben des heiligen Augustinus entnommen, aus einer Osterhomilie, die unter dem Namen des Großen von Hippo geht. »Jetzt bricht die Keimkraft der Erde durch, ihr Antlitz wird im Schmuck der vielfältigen Triebe voll Heiterkeit. Die ganze Natur, die bisher gleichsam tot war, feiert Auferstehung zusammen mit ihrem Herrn. Die entzückende Schönheit der grünenden Bäume im bunten Schmuck der Blüten, die alle doch nur wie ein einziger Freudengestus sind: alles eilt herbei zu diesem Festtag. Der Himmel war bis heute traurig verhängt von der Finsternis treibender Wolken, jetzt aber lächelt er in süßer Milde der Erde zu. Himmelsbogen und Weltenrund fallen ein in das gemeinsame Freudenlied auf Christus den Gott und den Menschen, der für Himmel und Erde Frieden brachte und aus ‚zweien eins gemacht hat'. Sol, aller Sterne Lichtherd, läßt sein Angesicht funkelnd aufleuchten, wie ein herrlicher König schmückt er sein Haupt mit dem Diadem der Sterne, an diesem Tag seiner Hochzeit und seiner Herzensfreude. Luna, die kaum geboren gleichsam täglich abstirbt, schmückt sich nun aufs Osterfest mit dem Gewand ihres vollen Lichts. Jegliche Kreatur also, meine Brüder, jubelt sozusagen in heiligem Gottesdienst der Liebe diesem Tag unseres Heils zu [15].«

Von diesem Geist der patristischen Osterfreude sollte unser österliches Beten und Predigen stärker durchformt sein. Unsere Verkündigung der frohen Botschaft steht heute ja in ganz ähnlicher geistiger Umwelt wie diejenige der Kirchenväter, ob diese nun ihr praeconium paschale in kleinen Landstädtchen wie Hippo Regius und Brescia, oder auf den Ambonen der antiken Großstädte in Alexandrien und Rom anstimmten: auch die Väter standen zwischen der heidnisch profanen »Naturfreude« und der Uebernatur des glau-

[7] Comment in Exodum (PG 87, 1, 595).
[8] Exp. in Ps. 118, Sermo 6, 25 (CSEL 62, 121).
[9] Vgl. dazu F. J. *Dölger,* Der Durchzug durch das Rote Meer als Sinnbild der christl. Taufe: Antike und Christentum 2 (1930) 68 f.
[10] Exameron I, 4, 13. 12 (CSEL 32, 1, 11 f.). — Vgl. auch Expos. in Lucam X, 33 (CSEL 32, 4, 468).
[11] Tract. I in Exodum (CSEL 68, 18 f.).
[12] Exameron III, 8, 33—36 (CSEL 32, 1, 80—84).
[13] En. in Psalm. 73, 20 (PL 36, 941).
[14] Symposion VIII, 1 (GCS S. 71).
[15] Sermo 164, 2 (PL 39, 2067).

benheischenden Ostergeheimnisses. Sie waren keine Naturschwärmer, aber auch nicht nur trockene Dogmatiker, sondern »vom Mysterium des Osterfestes her«, wie Hippolyt sagte, von der inneren dogmatischen Erfülltheit aus, umgriffen sie mit einer herzensfrohen Freiheit des Geistes alle Schönheit der Frühlingszeit, um sie ihren Gläubigen vorzuführen als Symbole dessen, was sich durch Christi Ostergnade geheimnisvoll in den Seelen begibt. Und so begannen sie mit »dichterischer Zunge und erhabenem Geist« mitten in dogmatisch tiefer Osterverkündigung zu singen von Vollmond und Sonnenglanz, von Bienenschwarm und Lämmerherde, von taufrischem Grün und jeglicher Frühlingsfreude: alles wurde ihnen zum Sinnbild der Gnadenschönheit und der kommenden Auferstehung des Fleisches, die ein nie endender Frühling sein wird.

Die heilige Kirche will, daß wir von diesem Geist der Osterfreude uns erfüllen lassen. Denn sie läßt uns durch die ganze Fastenzeit hindurch im Hymnus der Laudes eben diese beiden der patristischen Osterlyrik entstammenden Gedanken beten, den sehnsüchtigen Ausblick nach dem ewigen Osterfrühling, und die singende Freude an der schon jetzt in uns wirksamen Begnadigung des »gleichen Geistes, der Jesus Christus von den Toten auferweckt hat«: dies venit die tua, in qua reflorent omnia, und: nos novi per gratiam novum canamus canticum. Alleluja. Hugo Rahner.

Zu einem umstrittenen Vortrage von Mgr. Besson: »L'Eglise et le royaume de Dieu«

Im verflossenen November eröffnete Bischof Besson die von der Universität Freiburg seit einigen Jahren jeden Winter veranstalteten religiösen Fortbildungskurse mit einem Vortrage: »L'Eglise et le royaume de Dieu« (als Broschüre erschienen bei der Universitätsbuchhandlung, 4. Aufl., Freiburg 1942). Der Freiburger Vortrag von 1941 wurde später von Mgr. Besson in Lausanne, Montreux und Genf wiederholt. Der Vortrag in Genf scheint dann die Diskussion ins Rollen gebracht zu haben. Franz J. Leenhardt, Professor an der theologischen Fakultät in Genf, hielt als Antwort an Mgr. Besson in Genf am 2. Februar 1942 einen Vortrag über das gleiche Thema (als Broschüre erschienen unter dem Titel: »L'Eglise et la royaume de Dieu, Réflexions sur l'unité de l'Eglise et sur le salut des non-catholiques, à propos d'une conférence de Mgr. Besson, évêque de Lausanne, Genève et Fribourg«, Editions Labor, Genève 1942). Der Bericht über den Vortrag des protestantischen Theologen, den E. Marion in den Zeitungen »Journal de Genève«, »La Tribune de Genève« und »La Suisse« erscheinen ließ, trug die Diskussion in die Tagespresse hinein. Protestantische Kirchenblätter wie die »Vie protestante« (Genf), »L'Eglise nationale« (Neuenburg) und das »Journal religieux de la Suisse romande« erlaubten sich gegen Mgr. Besson verletzende, zum Teil grobe Ausfälle.

Wer die versöhnliche Einstellung von Mgr. Besson gegenüber Andersgläubigen kennt, wer die edle Gesinnung, die aus allen Predigten, Reden, Radioansprachen und Hirtenbriefen des Bischofs spricht, verspüren konnte, wer sein herrliches Buch »Nach vierhundert Jahren« gelesen hat, der wird in der nun vom Zaune gebrochenen Polemik wider den Bischof nur eine gehörige Dosis von »malveillance« und »étroitesse« sehen können.

Täglich flehen wir, so führt der Bischof aus, in dem Gebete des Herrn um die Ankunft seines Reiches und die Vereinigung aller mit Christi Blut gezeichneten Seelen in einer Herde unter einem Hirten. Leider ist dieser Wunsch noch lange nicht verwirklicht. Aus dem weitschichtigen Problem der Kirche oder des Gottesreiches will Mgr. Besson nur den einen Punkt näher umschreiben: wer zum Reiche Gottes gehört und wie man dazu gehört.

Die Zugehörigkeit zu der von Christus gestifteten Kirche als der gottgewollten Heilsinstitution ist heilsnotwendig. Wer die Kirche verachtet, verachtet Christus selbst. Die Frage nach der Notwendigkeit der Zugehörigkeit zur Kirche stellt heute ein Problem dar, weil oft Katholiken hinsichtlich des ewigen Heils von nichtkatholischen Bekannten in Sorge sind, und weil Nichtkatholiken oft glauben, daß wir sie ausnahmslos zur Hölle verdammen. Mgr. Besson unterscheidet eine dreifache Zugehörigkeit zur Kirche: eine vollkommene Zugehörigkeit, die sichtbar und geistig zugleich ist (Katholiken im Stande der Gnade), eine sichtbare, aber geistig unvollkommene Zugehörigkeit (Katholiken im Stande der Todsünde), und eine rein unsichtbare und geistige Zugehörigkeit. Um diese letztere Art der Zugehörigkeit geht es vor allem. Zahllose Menschen haben von der Kirche nie etwas gehört, oder sie leben sichtbar außerhalb der Kirche, weil sie dieselbe nicht in ihrem wahren Wesen als gottgewollte Heilsinstitution erkennen (Heiden, Juden, Mohammedaner, Angehörige der nichtkatholischen christlichen Bekenntnisse). Die Gerechtigkeit und Güte Gottes kann nicht zulassen, daß aufrichtige Seelen nur deshalb verloren gehen, weil sie die Kirche ohne ihre Schuld nicht kennen oder nicht als das, was sie ist, erkennen können. Wenn sie aber gerettet werden können, dann scheint in das Dogma von der heilsnotwendigen Zugehörigkeit zur Kirche eine Bresche gelegt. Die Lösung, welche die Väter und Theologen geben mußten, konnte nur auf der Linie liegen, daß es eine unsichtbare, geistige Zugehörigkeit zum Reiche Gottes geben kann. Die Lehre von einer geistig-unsichtbaren Zugehörigkeit zur Kirche stellt die einzige Möglichkeit dar, zugleich der Offenbarung über die Güte und Gerechtigkeit Gottes und dem Dogma von der heilsnotwendigen Zugehörigkeit zur Kirche gerecht zu werden.

Prof. Leenhardt nimmt in seiner Entgegnung an Mgr. Besson zuerst zum Gebete für die Einheit der Kirche Stellung. Wenn die Katholiken, Protestanten, Orthodoxen und Anglikaner in der Weltgebetsoktav für die Einheit der Kirche beten, führt er aus, beten dabei nicht alle um das Gleiche. Die katholische Kirche, welche sich als die einzig wahre Kirche bezeichnet, begreift eine Einheit nur im Sinne einer Rückkehr der »häretischen« oder »schismatischen« Kirchen zur römischen. Darum das Fernbleiben Roms von den ökumenischen Gesprächen. (Man kann das noch immer nicht vergessen und verzeihen!) Die andern christlichen Bekenntnisse bestreiten aber der römischen Kirche das Recht auf die Ausschließlichkeit des Kirchentitels. Auch sie wollen »Kirchen« sein. Sie beten um die Einheit der Kirche, indem sie sich vor Gott verdemütigen, und mit Schmerz aner-

kennen, daß die Einheit der Kirche gebrochen ist, während Rom den Bruch der Einheit nicht anerkennen und sich nicht verdemütigen wolle. Für die nichtrömischen Kirchen bestehe die Einheit nicht in einer Rückkehr unter den Gehorsam des Papstes; sie beten vielmehr in dem Sinne um die Einheit, daß Gott ihnen helfe, die unsichtbare Einheit, welche in der Vereinigung aller Christusgläubigen mit dem Erlöser besteht, auch äußerlich sichtbar werden zu lassen. Nur diese unsichtbare Einheit der Kirche, welche in der Einheit des Glaubens an Christus besteht, könne als wesentliches, von Christus selbst gewolltes Merkmal der Kirche gelten. Die äußerlich sichtbare Einheit sei nicht wesensnotwendig, sondern Gebot, Pflicht der Christen, eine von ihnen erst zu verwirklichende Forderung. So wenig das Vorhandensein der sichtbaren Einheit für die römische Kirche eine Legitimation ihrer Ansprüche darstelle, so wenig sei das Fehlen derselben bei den Protestanten ein Beweis gegen die evangelische Kirche. Wer für die Einheit der Kirche beten will, müsse vor allem darum beten, daß Gott der römischen Kirche die gleiche Treue zur Schrift gebe, wie sie Protestanten für sich erflehen. Die sichtbare Einheit der Kirche lasse sich nur durch die Rückkehr Roms zur Wahrheit der Schrift verwirklichen.

F. Leenhardt muß den »ton irénique« des Bischofs gegenüber manchen Polemikern hüben und drüben zugeben. Sicher würden nun manche Protestanten dem Katholizismus wohlwollender gegenüberstehen, da ihnen ja Mgr. Besson eine wirkliche, wenn auch geistige und unsichtbare Zugehörigkeit zur Kirche zubilligt. Der Genfer Theologe sagt, er könnte es nicht verantworten, auch nur um einen Tag die Einheit der Kirche zu verzögern. Er könne es aber auch nicht verantworten, das »Depositum fidei«, die Botschaft des Heiles durch den Glauben an Christus und das Evangelium von der Wahrheit der Schrift preiszugeben. (Für Leenhardt ist natürlich das »Depositum fidei« a priori die protestantische Lehre von der Sola fides und von der Sola Scriptura.) Es handle sich nicht darum, ob die Katholiken gegenüber den Protestanten jene herzliche Sympathie hegen, von der Mgr. Besson spricht: »sie ist ohne Zweifel da, sie ist auf beiden Seiten da. . . .«

Aber diese Sympathie ist bei Prof. Leenhardt sehr zweideutig. Bald gefällt sich der Genfer Theologe in Anspielungen mit ironischem Unterton, bald in Komplimenten, die man nicht recht zu deuten weiß. F. Leenhardt lobt die »générosité du jugement«, die »générosité de cœur«, »la sollicitude paternelle«, »la douce conduite épiscopale«, »la charité de forme«, die edle Gesinnung von Mgr. Besson; »il nous veut du bien«; der Bischof sei »weder mit sich selbst, noch mit seiner Kirche im Widerspruch, und wir beglückwünschen ihn dazu«. Eine »auréole de largeur«, welche ihm manche Protestanten geben wollen, verdiene er aber nicht. Trotz des wohlwollenden Tones und der Achtung der Personen bleibe sein Urteil über den evangelischen Glauben immer eine Aechtung. »Mgr. Besson kann nicht anders, und er will nicht anders, und er hat recht. Er wäre nicht loyal, wenn er gegenüber dem Protestantismus eine andere Gesinnung hätte.« Er teilt mit den Katholiken überhaupt die »incompréhension radicale« der evangelischen Lehre.

Nach Mgr. Besson kommt die rein geistige, unsichtbare Zugehörigkeit zur Kirche für Heiden, Juden, Mohammedaner und nichtkatholische Christen in Frage. Deshalb beschuldigt F. Leenhardt den »Prélat romain«, daß er die Protestanten auf die gleiche Linie stelle wie die Heiden, Juden und Mohammedaner! Trotz elastischer Unterscheidungen bestehe ein Unterschied nur dem Namen nach: die einen bezeichne man als Ungläubige, die andern als Häretiker. Die Protestanten seien also in ehrenvoller, aber kompromittierender Gesellschaft. . . . Es genügt aber, die Ausführungen von Mgr. Besson zu lesen, um zu sehen, daß er keineswegs die nichtkatholischen Christen mit den Heiden und Mohammedanern auf die gleiche Stufe stellt. »Faire ou laisser croire . . . que je professe de tels sentiments«, sagt der Bischof, »est-ce bien charitable«? Hat F. Leenhardt wirklich die Darlegungen von Mgr. Besson so schlecht verstanden? Oder so schlecht verstehen wollen, um den Bischof bei den Protestanten zu diskreditieren? -i.

(Schluß folgt)

Die Zweckfrage der Ehe

II.*

Zur erkenntnismäßigen Erforschung der Zweckfrage der Ehe stehen verschiedene Wege offen. Ein sehr oft begangener Weg schließt von der Tätigkeit auf das Wesen zurück, gemäß dem sehr bekannten Axiom: Agere sequitur esse. Wer die Tätigkeit eines Dinges ins Auge faßt, muß auf den Zweck stoßen, denn beide bedingen einander. Jeder Zweck wird ja nur vermittels Betätigung erreicht und verwirklicht und jede Betätigung ist zweckentsprechend (finis operis). Geschichtlich gesehen, wurde dieser Weg oft beschritten zur Erforschung der Zweckfrage der Ehe. Aber es liegen gewisse Gefahren der Unvollständigkeit und der Einseitigkeit auf diesem Vorgehen. Es ist die Frage: Was wird eigentlich als actus matrimonii, als spezifisch eheliche Betätigung angesprochen? Der gemeinhin als actus matrimonii ausgegebene Akt fällt nicht zusammen mit dem actus matrimonii schlechthin! Dementsprechend wäre die Zweckfrage der Ehe unzulänglich beantwortet, wenn man irgend eine eheliche Betätigung, und sei sie noch so hervorragend, in eins setzen wollte mit der ehelichen Betätigung schlechthin. Damit ein Schluß von der Betätigung auf das Wesen der Ehe und ihre Zwecksetzung erlaubt und schlüssig ist, muß die Betätigung wirklich total erfaßt sein. Das ist gar nicht so leicht oder selbstverständlich, weil ein Ding selten gleichzeitig sozusagen alle Register seiner Betätigungsmöglichkeiten zieht: Von einer Teilbetätigung ist aber nicht das ganze Wesen abzulesen.

Wer daher vom Wesen eines Dinges ausgehen kann, der kommt sicherer und schneller zur Beantwortung der Zweckfrage: Eine Einrichtung (Wesen) ist immer zweckentsprechend. Natürlich stellt sich da die Frage, wie denn das Wesen eines Dinges erkannt werden könne, womit gewiß wiederum die Verbindung mit der Betätigung herangezogen werden muß. Dieses Wesen erschließt sich allerdings auch aus der Analyse der Wirkursache. Die Wirkursache baut eine Einrichtung auf und zwar so, daß diese vermittels entsprechender Betätigung ihren Zweck erreichen kann. In ordine exsecutionis, welcher den ordo intentionis

* cfr. KZ 1942, Nr. 11, S. 128. Krempel: Die Zweckfrage der Ehe in neuer Beleuchtung, pp. 85 — 126.

verwirklicht, steht am Anfange allen Entstehens die Wirkursache (primum principium motus — transitus a non esse ad esse).

Die Ehe, die durch den Eheabschluß zustande kommt, ist als Wirkung das Schlußprodukt, die Endphase eines Vorganges. Ihre Wirkursache bringt sie hervor. Von der Wirkursache darf auf die Zielursache zurückgeschlossen werden, denn vom finis ist ja die causa efficiens getragen und würde ohne ihn nicht in Aktion treten. Wer also eine Wirkursache am Werke sieht, darf sie ruhig nach dem Wege, dem Wohin und Warum fragen; er wird philosophisch richtige Auskunft erhalten. Mit a. W. es ist unmöglich, daß die Wirkursache der Ehe uns nicht auch zugleich eine wahrheitsgetreue Auskunft über den Zweck der Ehe erteilt.

Bekanntlich und höchst allgemein übereinstimmend ist sich heute alles einig über die Wirkursache der Ehe: Sie liegt in der freien Zustimmung der Nupturienten, im Konsens. Das ist der Eheabschluß. Dieser Konsens ist in seinem Wesen eine reine Willenstätigkeit. Zwei sachlich voneinander verschiedene Willenstätigkeiten auf beiden Seiten der Eheschließenden bilden den Ehekonsens: Jeder Teil gibt dem anderen ein Recht und nimmt ein solches entgegen. Aus der Dahingabe des Rechtes entsteht eine Verpflichtung. Diese vier sachlich voneinander verschiedenen Willenstätigkeiten, die sich im Konsense treffen, werden von ein und derselben Finalität beseelt und besitzen nur e i n formelles Sein, sowohl specie et numero, und bringen nur e i n e Wirkung hervor, die e i n e Ehe. Die Zustimmungserteilung beim Vertragsabschluß geht vorüber, pneumatisch und akustisch, formell hingegen, als rechtliche und moralische Größe, verbleibt sie und besitzt immerwährende Gültigkeit. Der Konsens zu einem dauernden Vertragsgegenstand teilt dessen Natur und dauert in demselben formell weiter. Vertragsgegenstand des Eheabschlusses ist bei der Ehe das Eheband (gegenseitige eheliche Rechte und Pflichten).

Wozu berechtigen und verpflichten sich Braut und Bräutigam beim Eheabschlusse? In der Literatur erscheint dafür eine doppelte Formulierung: Jus in corpus, jus in personam, traditio corporis, traditio personae. Beide Formeln besagen inhaltlich nicht ganz dasselbe, es sind zwei konzentrische Kreise mit größerem und kleinerem Umfang und Inhalt. Im größeren Kreise (jus in personam) ist der kleinere Kreis (jus in corpus) eingeschlossen. Die Ehe ist ein Besitzverhältnis, das sich irgendwie über den ganzen Menschen ausdehnt. Liturgisch eindrucksvoll veranschaulichen gewisse Trauungsriten die Personenübergabe, die mehr ist und mehr besagen will als bloße Geschlechtsgemeinschaft im engsten Sinne des Wortes. Jus in corpus kann verstanden werden als Recht auf den Ausdruck, jus in personam als Recht auf den Inhalt. Jus in corpus ist dann nichts anderes als eine Ausdrucksform eines viel weitgehenderen Besitzes, juris in personam.

Die Wirkursache erweist die Ehe als ein Besitzverhältnis. Wir stehen damit beim Wesen der Ehe: Sie ist ein Verhältnis, eine Beziehung (relatio). Wer in seinen metaphysischen Erinnerungen (Ontologie) Nachschau hält, wird sich auf die zehn verschiedenen Seinsweisen besinnen, Seinskategorien, Prädikamente genannt: Substanz und neun Akzidentien. Die Erinnerungen an das vierte Prädikament, an die Relationslehre, werden vermutlich nicht immer allzu plastisch sein, was sich aus dem Wesen der Sache begreift. Vielmehr wird sich im Unterbewußtsein gewisser metaphysischer Erinnerungen der Eindruck erhalten haben, daß die Relationenmetaphysik dem abstrakten spekulativen Denken besondere Schwierigkeiten bereitete, wegen des »esse debilissimum et imperfectissimum« der Relationen. Da die Ehe jedoch sich als Beziehung erweist, so kommt man in der Erörterung der Zweckfrage der Ehe nicht daran vorbei, sich mit der Relationenlehre um ihrer Anwendung auf die Ehe willen zu befassen.

Die Ontologie stellt vier Bedingungen auf, welche die Voraussetzungen einer realen prädikamentalen Relation ausmachen: Der reale Träger (Subjekt), die reale Grundlage (fundamentum), der reale Beziehungspunkt (terminus), wozu sich noch die reale Verschiedenheit der Beziehungsgrundlage und des Beziehungspunktes gesellt. Ein realer Träger ist erfordert, weil er allein Träger wirklicher Akzidentien sein kann; eine reale Grundlage ist erfordert, weil sonst der Beziehungsgrund fehlen würde; ein realer Beziehungspunkt ist erfordert, weil eine Beziehung mindestens zwischen zweien bestehen muß. Schließlich ist noch eine reale Verschiedenheit erfordert zwischen der Beziehungsgrundlage und dem Beziehungspunkte, weil ohne diese Verschiedenheit keine wirkliche Beziehung möglich wäre: Nichts und niemand hat eine reale Beziehung zu sich selber.

Nun zweifelt niemand daran, daß die Ehe eine reale Beziehung ist (secundum esse), nicht bloß eine gedachte (secundum dici). Es gibt der realen Beziehungen viele, die auf wirklicher gegenseitiger Abhängigkeit voneinander beruhen, die auch in der Ehe gegeben ist. Träger der Beziehung Ehe (extrema), sind die Ehegatten (gegenseitig Subjectum und Terminus). Der Vertrag ist die Beziehungsgrundlage. Ohne diese reale Grundlage würde es keine Ehe geben, die Ehe ist mit ihm auf Sein oder Nichtsein verbunden. Die Ehe ist die Resultante der durch den ehelichen Konsens gegebenen und genommenen Rechte und Pflichten.

Die Ehe entspringt einer Tätigkeit, der Willenstätigkeit von Braut und Bräutigam und ist dementsprechend als gegenseitige Beziehung anzusprechen, und zwar eine Art gleichstufiger (relatio aequiparantiae) Beziehung, wenngleich nicht zahlenmäßig doppelt, wie das sonst bei dieser Art Beziehungen die Regel ist, sondern einfach: Beide Ehegatten haben numerisch eine und dieselbe Ehe. Nur der Seinskategorie der Beziehungen ist es möglich und eigen, mehrere Träger zu haben.

Thomas, der die Gemeinschaft im allgemeinen als »adunatio hominum ad unum aliquid communiter agendum« begreift, wendet diesen Begriff auf die eheliche Gemeinschaft an. Ihre Artprägung erhält die eheliche Gemeinschaft von der Zielursache her. Wichtig ist hier die Feststellung, daß eine Gemeinschaft nur einen einzigen artprägenden Zweck haben kann, also auch die Ehe, was seine Konsequenzen hat für gewisse Formulierungen von Haupt- und Nebenzwecken! Ueber- und untergeordnete Zwecke sind möglich, aber niemals koordinierte, nebengeordnete Zwecke! Folge: Es gibt nur einen Ehezweck artprägenden Charakters, der die Gemeinschaft von Gatte und Gattin zur Ehegemeinschaft macht und diese eheliche Gemeinschaft von jeden anderen möglichen Gemeinschaft artprägend unterscheidet. Mit dem

einen Ehezweck steht und fällt die Tätigkeitsbeziehung, welche Ehe heißt und ist.

Wichtig ist der Beziehungsendpunkt der Ehe: Jede Beziehung spannt sich wie ein Bogen über zwei Pfeilern, der Träger ist der eine, der Beziehungsendpunkt ist der andere Pfeiler. Bei der Ehe trifft die Feststellung zu: Relatio, quae est in uno sicut in subjecto, est in altero sicut in termino et e converso. Der Gatte ist der Träger, die Gattin der Beziehungsendpunkt, die Gattin ist die Trägerin, der Gatte der Beziehungsendpunkt der Beziehung Ehe. Aus dem Endpunkt, und das macht seine Wichtigkeit für die Beziehung im allgemeinen wie für die Ehe im besondern aus, ist der Zweck abzulesen wie die Stunde von der Uhr. Was ist nun der Beziehungsendpunkt der Ehe? Als was verbinden sich Mann und Frau? Was klingt unvollständig in der traditio corporis, vollständig, aber nicht ohne weiteres ersichtlich, in der traditio personae an? Das verschiedene Geschlecht! Klingt das nicht reichlich banal als Untersuchungsergebnis einer abstrakten Spekulation aus der Metaphysik der Relationenlehre? Tantae molis erat! Das wußte man doch ohne solche Spekulationen auch schon?! Verloren ist die Untersuchung aber deswegen nicht, schon wegen der Wichtigkeit des bloß einzigen artprägenden Zweckes. Ueberflüssig ist die Untersuchung auch deswegen nicht, weil sie mit dieser unbeirrbaren Festigkeit des einen einzigen Ehezweckes die Frage viel präziser stellt, welche allzu gerne und vorschnell simplizistisch beantwortet zu werden pflegt: Was ist denn eigentlich das Geschlecht, das in seinem ganzen Umfang als verschiedenes Geschlecht in jedem Eheteil dem andern gegenüber den spezifischen Terminus bedeutet? Traditio personae = Uebergabe auf Lebenszeit des Rechtes auf alle dem männlichen (resp. dem weiblichen) Geschlechte eigenen und entströmenden Werte! A. Sch.

La prédication au XXème siècle (XII)

La méthode de M. Charpine.

Mon cher Dominique,

Si jamais j'avais eu le moindre doute au sujet de votre bonne volonté, votre dernière lettre viendrait chasser toute inquiétude. Cette lettre en effet, est la preuve d'un zèle ardent et je m'empresse de reprendre le problème que vous avez bien voulu soulever:

«On me reproche, écrivez-vous, un ton qui n'est pas naturel. Est-il possible de m'en débarrasser? Que faut-il faire?»

Et vous avez soin d'ajouter, «experientia teste», qu'un débit de ce genre peut indisposer l'auditeur et l'amener soit à manifester une indifférence antipathique, soit à se réfugier dans une irrésistible somnolence. Dès lors à quoi bon prêcher, si l'auditeur n'écoute plus le prédicateur?

Mon cher Dominique, dans ce domaine, voulez-vous me permettre de vous rappeler d'anciens souvenirs de collège qui me donneront l'occasion de vous exposer la méthode de M. Charpine.

M. l'abbé Charpine n'était pas seulement, au collège de Fribourg, un excellent professeur de littérature, c'était également un excellent professeur de diction, qui formait ses élèves à tous les genres de discours.

Au moment où je suivais ses cours, chaque samedi, quelques élèves étaient appelés à l'estrade qui tenait lieu, suivant les circonstances, de scène de théâtre, de tribune publique ou de chaire d'éloquence sacrée.

J'avais eu la joie de passer sur la scène pour un passage du «Bourgeois gentilhomme» de Molière et j'étais fier du succès remporté.

— C'est très bien, me dit M. Charpine, ma tirade terminée. Tu as su te mettre dans la peau de ton personnage.

Ce compliment me donnait une assurance pour l'avenir. Désormais, pensai-je en moi-même, j'ai les bonnes grâces de mon supérieur.

Un mois plus tard, je gagnais de nouveau l'estrade. Cette fois-ci, c'était pour débiter le fameux portrait de Cromwell, de Bossuet dans l'oraison de Henriette de France, reine d'Angleterre.

Je savais mon texte sur le bout du doigt, mais comme il s'agissait d'une oraison funèbre, je me mis à débiter le portrait de Cromwell sur un ton solennel, tantôt dolent, tantôt chantant, qui, me semblait-il, était de circonstance.

Ma récitation achevée, j'attendais un nouveau compliment de mon maître; la meilleure note étant 6, j'attendais un 6.

— Mon ami, me dit alors M. Charpine avec ce regard d'aigle qui pénétrait jusqu'au fond de l'âme, lorsqu'il n'était pas content d'un élève, mon ami, ça vaut 2. Ta mémoire est fidèle, mais ton débit est atroce, tu viens de me déchirer les oreilles. Où donc as-tu pris ce ton emphatique qu'on appelle le ton des prédicateurs, mais qui n'est en réalité que le ton ou le genre des mauvais prédicateurs. Quand tu seras curé, avec un genre aussi abominable, tu videras ton église!

J'étais aux cent coups. Je croyais avoir atteint la perfection et M. Charpine m'apprenait que j'étais, sinon un âne, du moins un ignorant.

Mon émotion était grande; elle était moins grande cependant que le dévouement de mon maître, qui, pendant toute une heure, s'appliqua à me faire débiter le portrait de Cromwell, sur le ton convenable.

M. Charpine me débita tout d'abord ce portrait du commencement à la fin, en y mettant le ton approprié, comme un professeur de musique joue une œuvre de Mozart à son élève. Puis, il détacha du portrait de Cromwell la première proposition:

— Un homme s'est rencontrée d'une profondeur d'esprit incroyable . . . en me priant de la répéter après lui.

Je repris la proposition, mais en retombant inévitablement dans mon ton larmoyant.

Dix fois, vingt fois, M. Charpine reprit la proposition, en m'invitant à prendre son ton simple, naturel. Le maître avait beau multiplier ses démonstrations, je retombais invariablement dans mon erreur initiale; j'avais la sensation de me trouver au fond d'un gouffre d'où il me serait impossible de sortir.

M. Charpine eut alors recours à une autre méthode, qui fut ma planche de salut.

Il me posa quelques questions auxquelles je devais répondre au tableau noir.

— Quel est l'auteur de l'oraison funèbre?

— Bossuet.

— De qui est-il question dans cette oraison funèbre?

— De Cromwell.

— Combien de détails caractéristiques connais-tu?

Je continuais toujours d'écrire au tableau noir:

— 1. Ce fut un homme d'une profondeur d'esprit incroyable.

— 2. Hypocrite raffiné autant qu'habile politique.

— 3. Capable de tout entreprendre et de tout cacher. .

— Ça suffit, me dit M. Charpine. . . . Maintenant je reprends mes questions auxquelles tu vas répondre de vive voix.

Les questions furent reprises. Je répondis en utilisant le ton simple, naturel, familier avec lequel je répondais lorsque j'étais interrogé.

— Cette fois, ça y est, ajouta le maître avec satisfaction. Tu t'adresses à moi et je te comprends. Nous causons ensemble, comme deux voisins qui se trouvent sur le même palier. Eh! bien, mon petit, n'oublie pas cela, un sermon, une oraison funèbre, un panégyrique sont des conversations, des conversations plus élevées, plus nobles que les autres, c'est entendu, mais des conversations dans lesquelles le prédicateur doit rester par le ton qu'il emploie, au niveau de l'auditeur, et non pas filer dans les airs comme un avion qui abandonne le commun des mortels. . . . Et maintenant, retourne à l'estrade et reprends sur le ton de la conversation, d'une sérieuse conversation, le passage de Cromwell.

Je m'exécutai. M. Charpine se déclara satisfait du progrès réalisé, mais il eut soin de m'inviter à passer chez lui, tous les jours, pendant une semaine pour recommencer des exercices analogues.

Au bout d'une semaine, j'avais définitivement compris: un sermon est une conversation qui s'adresse à des fidèles qui pensent comme nous, et qui attendent de nous, la simplicité et le naturel, non seulement dans les vérités que nous leur enseignons, mais dans le ton et dans la manière dont nous leur communiquons ces vérités.

M. Charpine eut alors l'amabilité de me prêter deux ouvrages excessivement intéressants d'Ernest Legouvé, de l'Académie française, «L'art de la lecture» et «La lecture en action», en m'ordonnant de les lire très attentivement:

— Celui qui garde le naturel dans ses lectures, me dit-il, gardera certainement le naturel dans ses sermons.

Quelque temps après, je frappai de nouveau à la porte de mon supérieur, pour lui rendre les deux précieux ouvrages.

— As-tu lu ces ouvrages. . .? As-tu pris des notes. . .? Voyons où nous en sommes.

Ouvrant un volume de Bossuet, M. Charpine me pria de recommencer l'exercice auquel il m'avait accoutumé.

— Ça y est, dit-il, c'est en ordre . . . seulement n'oublie pas ceci: au séminaire et même après le séminaire, tu auras de nouveau besoin d'exercices semblables. Parmi tes confrères, il faut en choisir un, qui puisse t'aider à faire disparaître, définitivement, cette tendance à l'emphase, ce manque de naturel, qui peut gâter le fruit des meilleurs sermons. Ah! si tous les prêtres voulaient s'aider mutuellement, charitablement, comme ils le doivent, dans ce domaine, la parole de Dieu y trouverait un immense bénéfice!

Voilà la méthode de l'abbé Charpine, mon cher ami, elle n'est pas très compliquée, mais elle vaut son pesant d'or. Quand elle est utilisée avec humilité, patience et persévérance, le prédicateur arrive à garder son naturel et sa simplicité. Quand il monte en chaire, sa voix possède un accent de vérité, de sincérité qui lui ouvre immédiatement le cœur de ses paroissiens: «ses paroles tombent sur eux comme les gouttes de la rosée (Job XXIX, 22).»

Mon cher Dominique, cherchez et vous trouverez l'ami désintéressé, le prêtre de cœur qui vous aidera à vous dépouiller de toute affectation pernicieuse.

Tibi in Christo, Amicus.

Notker der Stammler

Zu seinem Feste am 6. April.

(Schluss.)

Wir können hier nicht näher auf die stark persönliche Eigenart des Notkerschen Stils eingehen. Erwähnt sei nur, daß man ohne große Schwierigkeit aus dem Stil eine Psychographie des Verfassers ableiten könnte, in der manchmal eine gewisse Aengstlichkeit, fast eine Pedanterie des Schulmeisters zum Ausdruck kommt, der — kaum daß er eine Behauptung gewagt — schon wieder überlegt, ob er sich auch genau genug ausgedrückt hat. Andererseits kann er es nicht unterlassen, auch wenn er schreibt, etwas von seiner Freude an schalkhaften, ja manchmal witzigen Ausdrücken und Wortspielen in die Feder mitfließen zu lassen. Welcher Berühmtheit der stilgewandte Stammler sich schon unter den Zeitgenossen erfreute, zeigt der Besuch Karls des Dicken in St. Gallen. Der Kaiser ließ sich von Notker über verschiedene exegetische Fragen unterrichten, stellte auch selbst Fragen, und war über Notkers Antworten so entzückt, daß dies sogar die Eifersucht eines Hofkaplans hervorrief. — Um die Bedeutung der Schriften Notkers zu charakterisieren, dürfen wir das Urteil, welches Hauck in seiner Kirchengeschichte Deutschlands formulierte, uns zu eigen machen: »Er war ein Meister der Form und einer der belesensten Theologen seiner Zeit.«

Notker war bei alledem nicht etwa — müssen wir es nach dem Gesagten noch beweisen? — ein Stubengelehrter, sondern L e h r e r der Klosterschule, der mit Strenge und noch mehr Güte die unruhige Jugend in den Tempel der sieben freien Künste einführte. Er war ein verständnisvoller Erzieher, voll Takt und Eifer und gesundem Urteil. Ja, er war noch mehr: er blieb den jungen Leuten — etwas nicht Alltägliches — ein väterlicher Freund auch in späteren Jahren. Ein reizvolles Beispiel zeigen uns die in den Monumenta Germaniae historica noch erhaltenen Briefe an seine ehemaligen Schüler Salomo (später Bischof von Konstanz) und Waldo (später Bischof von Freising). — Wir dürfen ruhig das Urteil wagen, daß wir in der gesamten Literatur des Mittelalters und noch weit darüber hinaus wohl nur wenige Beispiele haben, wo ein Heiliger derart ungekünstelt und mit solcher erfrischender Unmittelbarkeit sich von seiner menschlich-psychologischen Seite zeigt. Daß es nun gerade ein frühmittelalterlicher Mönch ist, ist für uns von umso größerem Interesse. Kaum daß die beiden erwähnten Schüler vom Kloster Abschied genommen hatten, muß er — halb im Scherz, halb im Ernst — bekennen: »Nachdem Ihr fortgegangen seid, bin ich wieder in meinen Kerker zurückgekehrt . . . und es gelang mir nicht, den Schmerz meiner

Seele zu verheimlichen.« Andererseits macht er sich doch wieder Vorwürfe, daß er »neben der Liebe zu den Aposteln, der Freundschaft mit den Bekennern . . . noch irdische Freunde« sein eigen nenne, »obwohl ich Euch doch in Christus liebgewonnen habe«. Notker unterläßt es auch nicht, für seine Schützlinge zu beten: »Mit ganzem Herzen zu Gott gewandt, habe ich weder bei Tag noch bei Nacht aufgehört, seine Barmherzigkeit anzuflehen, daß er aus der Saat, die er in Euer Herz legen wollte, doch reiche Frucht entstehen lassen möge. Am Karsamstag, als die Insignia des Erdenpilgers Gallus gezeigt wurden, habe ich nur schwer Eure Abwesenheit ertragen, da ich es den Augen Eures Geistes nicht klar machen konnte, wie ehrenvoll es ist, Gott zu dienen.« — Dann wieder: »Wenn Ihr den heiligen Gallus und mich besuchen wolltet, mit besonderer Freude würde ich mich Euch widmen.« Ja, Notkers Eifer übertrifft sich selbst an einer anderen Stelle: »Wenn ich nicht bangen müßte, daß Ihr meine Kutte verabscheut, ich würde alles tun, um zu Euch zu gelangen. . . . Für Euch bete ich mehr, als für mich selber.« Und nachdem er den Brief schon mit der Grußformel beendet, setzt er noch hinzu: »O, wenn es mir vergönnt wäre, Euch zu sehen!«

Doch Salomo und Waldo waren zwar gute, aber etwas leichtfertige junge Menschen. Aus Notkers Briefen ersehen wir auch, daß sie eine gewisse — wenn auch ungerechtfertigte — Abneigung gegen die Mönche hatten. Und sie vergaßen nur zu rasch den alten Lehrer. Notkers empfindsames Gemüt trauert ob dieser Undankbarkeit und er macht ihnen liebevolle Vorwürfe: »Ob Ihr wollt oder nicht, Ihr werdet es . . . trotzdem nicht zustande bringen, daß ich Euer schlechtes Betragen mit Gleichem vergelte . . . ja, auch wenn Ihr mich verachtet, so freue ich mich doch bei dem Gedanken an Euern Besuch. Schreibt doch bitte, und wenn Ihr meine trauernde Treue erkennt, so bekennt auch Eure Herzenshärte. Aber ich habe dieses Ungemach verdient, denn ich habe meinem Schöpfer und Erlöser nicht mit geziemender Ehrfurcht und Liebe gedient.« Und da ihm das Papier ausgeht, fügt er mit geistreichem Vorwurf hinzu: »Valete. Deficit dilectio vestra, deficit et cartula mea.«

Güte und Hilfsbereitschaft waren ein Charakterzug Notkers. Nicht umsonst bekleidete er zeitweilig das besonders zu seiner Zeit wichtige und delikate Amt des Hospitarius, des Gastpaters. Besonders den Mitbrüdern gegenüber zeigt sich seine liebenswürdige Bescheidenheit. Ja manchmal scheint er darin auch zu weit gegangen zu sein. Auch Notker und seine Freunde wurden auf ihre Geduld geprüft: »assiduas ab aliquibus detractiones . . . ut vitiose solet fieri in conventibus, patiebantur.« Aber da andere, energischere Charaktere, wie Notkers Freund Tutilo, sich besser zu wehren wußten, so kam es, daß der stille und bescheidene Notker manches von weniger eifrigen Mitbrüdern zu ertragen hatte. Aber er ertrug alles in Demut. Gelegentlich konnte es allerdings vorkommen, daß er auf Fragen, die ihn in Verlegenheit bringen sollten, mit einer fast boshaften Schlagfertigkeit antwortete. Der Kaplan Kaiser Karls wollte sich vor den andern groß tun, er könne Notker so schlaue Fragen stellen, daß er nicht zu antworten wisse. So fragte er ihn, was denn Gott gerade im Augenblick, wo er, der Kaplan spreche, im Himmel mache, worauf Notker erwiderte: »Er tut, was er schon immer getan hat, er erhöht die Demütigen und erniedrigt die Stolzen.« — Die demütige Bescheidenheit des gelehrten Mönches ist umso höher einzuschätzen, da ja gerade er zu seiner Zeit der berühmteste Mann im Kloster war. Aber seine Wissenschaft stieg ihm nicht in den Kopf, und trotz der Berühmtheit, die er bei seinen Zeitgenossen genoß, blieb er stets allen gegenüber der liebenswürdige und dienstbereite Mitbruder, ein lebendiges Vorbild des 7. Kapitels der Benediktinerregel. — Eine besondere Vorliebe hatte Notker für die Kranken im Kloster, die er oft besuchte, liebreich tröstete und mit geistlichem Gespräch erfrischte. Ekkehard behauptet zwar, Notker hätte sich nie an den Scherzen der Mitbrüder beteiligt. Aber, da er selbst Scherzgedichte und Rätsel verfaßt hat, da er oft scherzhafte und geistvolle Wortspiele liebt, so gehen wir in der Annahme kaum fehl, daß er wenigstens in der Krankenstube — wo die Gefahr einer gewissen Ausgelassenheit nicht bestand — die Mitbrüder auch durch bescheidene Scherze erheiterte.

Einigen Mitbrüdern war Notker in besonderer Freundschaft zugetan, so besonders seinen ehemaligen Mitschülern Tutilo und Ratpert, so daß Ekkehard diese drei einfachhin die »tres reipublicae nostrae senatores« nennt. Während ihrer Ausbildungsjahre hatten sie miteinander in der Erlernung der Wissenschaft und der Beobachtung der strengen Klosterzucht in edlem Wetteifer gerungen, und durch das ganze Leben blieben sie verbunden. Ganz besonders scheint Notker dem Tutilo nahe gestanden zu sein. Tutilo war ein Universalgenie, Maler, Bildhauer, Goldschmied zugleich, auch in der Musik bewandert, vor allem bewundert ob seines Flötenspiels. Aber er war von lebhaftem, fast etwas derbem Charakter, stets aufgelegt zu heiteren Scherzen. So könnte es fast überraschen, daß der stille Notker gerade mit Tutilo sich gut verstand. Aber der feinfühlige und fast skrupelhafte Notker und der geweckte und lebhafte Tutilo ergänzten sich in harmonischer Weise. Für den alternden Notker war es auch eines der empfindlichsten Opfer, daß er allein von den dreien noch übrig blieb, daß seine »Brüder im Geist« gestorben waren und er nun »verwaist« war.

Ein besonders ansprechender und für Priester nachahmenswerter Zug ist seine Pietät gegenüber den Verstorbenen. Ekkehard erzählt uns, daß im Kloster ein junger Mönch mit Namen Wolo weilte (vielleicht ein Neffe Notkers). Er war begabt, doch von unstetem und zu lebhaftem Charakter. Selbst die liebevollen Mahnungen Notkers schlug er in den Wind. Eines Tages bestieg er nun — gegen den Willen des Dekans — den Glockenturm, »ut oculis, quia gressu non licuit, montes camposque circumspiciens, vel sic animo suo vago satisfaceret«. Dabei glitt er aus, stürzte und brach sich das Genick. Notker eilte gleich herbei und tröstete den reuig Sterbenden. Er besorgte selbst den Leichnam, legte ihn in den Sarg, und solange er lebte, betete er nach Möglichkeit zweimal das Officium, einmal für sich, und einmal für den so tragisch Verstorbenen.

Die Wissenschaft, das Interesse für seine Schüler und die Dienstfertigkeit gegenüber den Mitbrüdern hinderten Notker nicht, ein wahrhaft gottverbundener Mensch zu sein: ja, all dies war nur die reife Frucht seiner gottinnigen Frömmigkeit. Mit feinem Gespür hat dies Ekkehard herausgefunden, indem er über den gelehrten Stammler folgendes Urteil fällte: »Sancti Spiritus erat vasculum, quo suo tempore

abundantius nullum!« Und es ist kaum ein Zufall, daß gerade in Notkers Lebensbeschreibung so oft der Heilige Geist genannt wird, denn der »liebliche Gast der Seele, das Licht des Geistes, der Tröster« mag dem frommen Geistesmann sicher besonders nah gewesen sein. Nach Ekkehard war es Eingebung des Hl. Geistes, daß die Eltern den jungen Notker dem Kloster darbrachten. Und ähnlich urteilt er über des jungen Mönches Fortschritte im Kloster: »Das war nicht Frucht menschlicher Arbeit, sondern des Hl. Geistes.« — Die Betrachtung göttlicher Dinge war die liebste Beschäftigung des jungen und des alternden Notker. Und wenn seine arme Zunge nicht viele Worte formen konnte, so pflegte er umso mehr das betrachtende Gebet: »quia habuit defectum linguae, nitebatur semper corde orare.« Nach Ekkehard würdigte Gottes Güte den frommen Mönch mit besondern übernatürlichen Gaben. Dieselbe Gottinnigkeit ließ ihn so oft nach der Hl. Schrift greifen, sie war ihm das liebste Buch. Das Gotteshaus war ihm zur zweiten Heimat geworden: er ging gern von Altar zu Altar und empfahl seine Anliegen den Heiligen mit viel Tränen und Gebet. — Gerade seine echte und tiefe Demut ließ ihn umso nachdrücklicher die Notwendigkeit des Gebetes vor Augen treten: oculum contemplationis per fenestellam dirigens humilitatis. — Kein Wunder, daß der Tod den Heiligen wohl vorbereitet fand, am 6. April 912 gab der über Siebzigjährige seine Seele, ein »vas signatum Spiritus sancti«, dem Schöpfer zurück.

Das Andenken des großen Gelehrten und Heiligen ist in den st. gallischen Landen und darüber hinaus stets lebendig geblieben. Die offiziell kirchliche Anerkennung seines Kultes geschah erst viel später. Der Bischof Hugo von Konstanz — gestützt auf ein Dekret Julius II. — anerkennt Notker als Seligen am 14. Oktober 1513, im ersten Pontifikatsjahr Leos X. — Wir aber dürfen uns gerade in heutiger Zeit dem Schutz eines solchen Heiligen unserer Heimat besonders empfehlen. Dr. W. E. Willwoll.

Kirchen-Chronik

Japan und der Hl. Stuhl. Im »Osservatore Romano« wird die Ernennung eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers Japans beim Hl. Stuhl mitgeteilt. Dieses Projekt geht schon auf das Jahr 1922 zurück. Kürzlich drückte die japanische Regierung nun den Wunsch aus, mit dem Hl. Stuhl diplomatische Beziehungen aufzunehmen. Durch Telegramm vom 26. März teilte dann der japanische Außenminister dem Kardinalstaatssekretär offiziell die Ernennung des bisherigen japanischen Geschäftsträgers in Vichy, Ken Harada, zum obgenannten Amte mit. Der Kardinalstaatssekretär sprach seinerseits telegraphisch die Genehmigung dieser Ernennung aus und daß der Hl. Stuhl den Vertreter der japanischen Nation mit Vergnügen empfangen werde. Der »Osservatore« bemerkt, daß Herr Ken Harada, durch das Vertrauen seiner Regierung zum ersten diplomatischen Vertreter Japans beim Hl. Stuhl berufen, mit dem Vorteil einer ernsten diplomatischen und politischen Vorbereitung hervorragende persönliche Eigenschaften verbinde.

Ken Harada ist in schweizerischen diplomatischen Kreisen wohl bekannt, da er 15 Jahre in Genf weilte, als Mitglied der japanischen Völkerbundsdelegation. Seine Gattin ist römisch-katholisch. Japan selbst zählt nur 100,000 Katholiken, die aber eine Elite darstellen; Katholiken finden sich in höchsten politischen und militärischen Stellungen und Tokio ist Sitz einer katholischen Universität. In Korea besteht eine blühende Mission. Was aber wohl den nächsten Anlaß zur Durchführung des alten Projekts einer japanischen Gesandtschaft beim Hl. Stuhl geführt haben mag, sind die 18 Millionen Katholiken in den von Japan zur Zeit besetzten Gebieten; auf den Philippinen sind von den 14 Millionen Einwohnern 11½ Millionen Katholiken. In Manila besteht die bekannte St. Thomas-Universität und die Hauptstadt der Philippinen war noch 1937 Schauplatz eines Eucharistischen Weltkongresses. — Der behauptete Einspruch der Vereinigten Staaten gegen die Genehmigung des Gesandten durch den Hl. Stuhl wäre grotesk gewesen und ist inzwischen auch dementiert worden. Präsident Roosevelt hat selber einen persönlichen Gesandten beim Vatikan, Harold Tittmann, der noch vor kurzem vom Papst in Privataudienz empfangen wurde.

Persönliche Nachrichten.

Siebzigster Geburtstag. Am 10. April feiert der Direktor des Missionsinstitutes Bethlehem, Can. Dr. Pietro Bondolfi, seinen siebzigsten Geburtstag. Dem hochverdienten Gründer und Leiter unserer schweizerischen Missionsinstitute in Immensee und auf Schöneck und Obern der Missionsgesellschaft »Bethlehem« seien die ergebensten Glückwünsche dargebracht. V. v. E.

Kirchenamtlicher Anzeiger für das Bistum Basel

Das neue »Laudate« ist an Ostern erschienen.

Das Erscheinen der neuen Auflage unseres »Laudate, Gesang- und Gebetbuch für das Bistum Basel«, war schon auf letzte Ostern vorgesehen, wie unser Vorwort unter dem Datum »Ostern 1941« beweist. Unterdessen hat sich aber die Fertigstellung durch die mehrfache Inanspruchnahme verschiedener Mitarbeiter, durch kriegswirtschaftliche Einschränkungen, denen die Druckerei unterworfen war und bei der nötigen Sorgfalt, welche diese Arbeit erheischte, um ein ganzes Jahr verzögert. Das ist kein Nachteil. Abgesehen davon, daß wir uns verpflichtet fühlten, vorerst die alte Auflage sich erschöpfen zu lassen.

Wir möchten von vorneherein dem Irrtum begegnen, als seien die alten Bücher des »Laudate« jetzt unbrauchbar. Sie dienen dem Privatgebrauch weiter so gut wie zuvor. Soweit zur Feier des gemeinsamen Gottesdienstes die Lieder in Betracht kommen, können beide Bücher nebeneinander Verwendung finden, da sehr viele Lieder der alten Ausgabe in der neuen Aufnahme gefunden haben. Einzig daß beim einen oder andern solcher Lieder der Text kleine Abweichungen erfahren hat zugunsten der erstrebten Gleichschaltung mit dem ähnlichen Buche der Diözese St. Gallen. Wir danken den Mitarbeitern aus der Diözese St. Gallen, die mit uns zur Vereinheitlichung des deutschsprachigen Kirchenliedes unseres Landes Schritt gehalten haben. Es kommt übrigens weniger darauf an, daß nämliche Diözesen das nämliche Buch haben als vielmehr, daß neben einzelnen Gebeten Lieder in gleicher Melodie und mit gleichem Text gesungen werden können.

Das neue Laudate mit seinen 736 Seiten ist bedeutend reichhaltiger als das alte. Gerne wären wir noch diesen oder jenen berechtigten Wünschen entgegengekommen. Indessen wollten wir es beim jetzigen Umfange bewenden lassen.

Den Ehrenplatz nimmt die Gestaltung der Feier des hl. Meßopfers ein: 7 Singmessen in deutscher Sprache,

5 Choralmessen, 3 Choral-Credo, Choral-Requiem, die Gemeinschaftsmesse mit lateinischen Texten zum Gebrauch als Missa recitata.

Den deutschsprachigen Singmessen folgt eine kurze Zusammenstellung von Singmeßliedern »für die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres«. Das soll andeuten, daß es wünschenswert ist, zu den Singmessen nicht Jahr um Jahr immer die wenigen nämlichen Lieder zu singen, sondern daß entsprechend den hl. Zeiten und Festen andere Lieder des Büchleins eingeschaltet werden können. Das schafft angenehme Abwechslung, besonders für die Kinder.

Fast zuviel Raum nimmt die Completin lateinischer und deutscher Sprache ein. Sie eignet sich aber sehr für Nachmittags- und Abendfeiern. Man entschuldige dort die Druckfehler bezüglich Angaben von Seitenzahlen.

Wenn wir die Vesper weggelassen haben, geschah es nur, um das Buch nicht zu überlasten. Wir wollen damit die Vesperfeiern an Hochfesten oder Sonntagen nicht verdrängt wissen. Man bediene sich dabei anderer Hilfsmittel und lasse gerne das ganze Volk mitsingen.

Die Anwendung der Choralnoten wird nicht mehr überraschen, nachdem wir dies schon so oft angekündigt haben.

Die Beicht- und Kommunionandacht soll Kindern und Erwachsenen Anleitung geben. Auch auf die betreffenden liturgischen Gebete wird die Aufmerksamkeit gelenkt. Die Gewissenserforschung ist in kurzer Katechismusform eingefügt. »Reue und Vorsatz« auf Seite 329 und »Nach der Kommunion« auf Seite 350 sollen zur Besinnlichkeit und zum betrachtenden Gebet anregen.

Dem Wortlaut nach neu sind die Gemeinschaftsandachten im Anschluß an das Kirchenjahr und die Festgeheimnisse. Der Verfasser hatte den Auftrag, sie im Dialog zu verfassen. Wir haben in letzter Zeit die Erfahrung gemacht, daß die Gläubigen gerne laut mitbeten. Der Text befleißt sich der Kürze und einer verständlichen, wohlgeformten Sprache. Dogma, Liturgie und christliche Lebensgestaltung sind zusammengeflochten. Der Gebrauch dieser Andachten bietet für alle Sonn- und Festtage reichliche Abwechslung, wird sich aber erst vollkommen durchführen lassen, wenn die Großzahl der Pfarrangehörigen im Besitze des neuen Buches ist. Bis dahin können die Lieder des alten Buches dienen und der Seelsorger kann sich des neuen Textes beim Vorbeten bedienen. Mit dem reichhaltigen Liederschatze und den Gebeten des Büchleins lassen sich überdies noch manche sonstige Andachten zusammenstellen. Anschlagetafeln in der Kirche zum Bekanntgeben der Liedernummern leisten hiezu gute Dienste. Jene Pfarreien, die beim Gebrauche alter Bücher die Liedernummern nach dem neuen Buche anzuschlagen beginnen, können bei der Druckerei Union, Solothurn, Zettel bestellen, die den Inhabern alter Bücher zum Auffinden der Lieder behilflich sein sollen.

Wenn wir auch den Gebrauch anderer kirchlich approbierter und geeigneter Hilfsmittel beim Gemeinschaftsgottesdienst nicht ausdrücklich ausschalten wollen, so erklären wir hiermit wiederum das »Laudate« zum »einzigen und öffentlichen Diözesan-Gebet- und Gesangbuch für den deutschsprachigen Teil der Diözese Basel« und verpflichten die Seelsorger und Eltern, dafür zu sorgen, daß es allen Unterrichtskindern wenigstens vom vierten Schuljahre an zum Gebrauch angewiesen und erklärt werde.

Möge das neue Buch auch allen Erwachsenen zu Diensten sein, in den Familien — auch am Krankenbett — sich heimisch finden, jedem Beter in stillen Stunden das Geleite geben zu Gott, zu Maria, den Engeln und Heiligen — und den Armen Seelen. Möge es beitragen zur Förderung des Gemeinschaftsgottesdienstes wie zur Vertiefung und Gestaltung christlicher Frömmigkeit und christlichen Lebenswandels.

Zum Abschluß sprechen wir den wohlverdienten Dank aus allen, die mittelbar und unmittelbar durch Rat und Tat zum Gelingen der Neuauflage geholfen haben. Wir nennen unsern bisherigen Sekretär H.H. Joh. Steiner, H.H. Can. Fried. Frei, Diözesanpräses der Cäcilienvereine, H.H. Domkaplan Alph. Glutz und die Mitglieder des Komitees für den gesanglichen Teil, sowie den Verfasser der Andachten, H.H. W. Hauser, Pfarrer in Sisikon, Kt. Uri; nicht zuletzt der Geschäftsleitung der Druckerei Union, vorab Hrn. Hasler und seinen Mitarbeitern, die sich zur bestmöglichen und billigen Ausstattung des Buches anerkennenswerte Mühe gegeben haben.

Das Buch ist zu beziehen bei der Druckerei Union, Solothurn: in Leinwand, Buntschnitt zum Preise von Fr. 1.80, in Leinwand, Goldschnitt zum Preise von Fr. 2.65. Für Ausstattungen in Leder ist ein Preis von Fr. 8.75 in Aussicht genommen. Die Abgabe des Buches zu diesen Preisen versteht sich für die Schulkinder, die dasselbe durch das Pfarramt beziehen. Im Buchhandel ist das neue Laudate erhältlich in Leinwand, Buntschnitt zu Fr. 2.50. Die Preise für die Ausstattung in Leinwand, Goldschnitt und Leder konnten für den Buchhandel noch nicht festgelegt werden.

Ein betreffendes Orgelbuch ist in Vorbereitung bei der Firma Ochsner, Einsiedeln.

Allen,die das Buch in Wohlwollen aufnehmen, Gruß und Segen.

Solothurn, Ostern 1942. † **Franciscus,** Bischof.

Priester-Exerzitien

im Exerzitienhaus St. Franziskus, Solothurn, Gärtnerstraße 25, vom 13.—17. April. Vorträge von hochw. P. Dr. Arnold, Exprovinzial.

Christenlehr-Kontrollen

durchaus notwendig für jede Pfarrkirche, liefert als Spezialität in solider violetter Leinwand-Ausführung mit Goldprägung

J. Camenzind, Buchbinderei, Wohlen

(Kt: Aargau) — Verlangen Sie bemusterte Offerten.

Chapellerie **Fritz**

Basel Clarastraße 12

Priesterhüte

Kragen. Weibelkragen, Kollar u. sämtl. Wäsche

Auswahl bereitwilligst Vorzugspreise Gute Bedienung

Gute Occasions-

Harmoniums

in jeder Preislage empfehle zu günstigen Bedingungen in Kauf, Tausch, Miete und Teilzahlung. (Verlangen Sie Offerte).

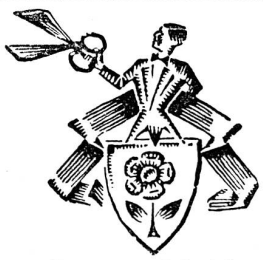
J. Hunziker, Pfäffikon (Zürich)

Für eine Sammel-Aktion zu verkaufen

einige tausend gute

kathol. Adressen

Offerten unter Chiffre Z. N. 4578 an Mosse-Annoncen AG., Zürich.



Priesterkleider

Robert Roos, Sohn

Schneidermeister **Luzern**

St. Leodegarstrasse 7 Tel. 20388

Sind es **Bücher** *geh zu Räber*

Holzgeschnitzte **Kreuze**

schön und preiswert

bei **Räber & Cie. Luzern**

Was kann dagegen geschehen?

Es sollte Gewissenspflicht eines jeden Katholiken sein, Ehewillige auf den Katholiken-Ehebund aufmerksam zu machen, der seit vielen Jahren in vornehmer, diskreter und erfolgreicher Weise Gelegenheit zur Anbahnung kathol. Ehen bietet. Die einwandfreie Arbeitsweise wird allgemein anerkannt.

Für **katholische**

EHE anbahnung die größte, älteste u. erfolgreichste Vereinigung.

Auskunft durch **Neuland-Bund, Postfach 35603, Basel 15/H**

Diarium missarum intentionum Fr. 2.50 Räber & Cie.

Eingetr. Marke

JAKOB HUBER - EBIKON-Luzern
Kaspar Koppstr., Chalet Nicolai
Tel. 2 44 00 Postcheck VII 5569
Kirchengoldschmied
Gute und reelle Bedienung zu bescheidenen Preisen
Kelche, Monstranzen, Tabernakel etc. Renovationen.

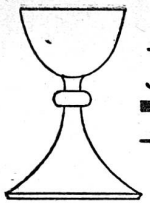
FUCHS & CO. · ZUG
beeidigte Lieferanten für
Meßweine Telefon 4 00 41
Gegründet 1891
Schweizer. und ausländische Tisch- und Flaschenweine

Religionslehrbuch
für Sekundar- und Mittelschulen
herausgegeben vom bischöfl. Ordinariat des Bistums Basel in Solothurn

Zweiter Teil:
Dr. Joh. Bapt. Villiger, **Kirchengeschichte**
Dr. Josef Matt **Liturgik**

260 Seiten, mit zahlreichen Illustrationen und 16 Kartendarstellungen, gebunden Preis Fr. 2.85. Bestellungen beim Ortsbuchhandel oder direkt beim Verlage

Martinusverlag der Buchdruckerei Hochdorf AG., Hochdorf (Luzern)



Ibach **P. NIGG** Schwyz
---bekannt für gediegene, hand-gehämmerte Gold- u. Silberarbeiten.

Die Akustik in Kirchen
verbessert mit Garantie
Bernhard Hitz
Akustik-Beläge **Uster**

Referenzen: Kathol. Kirche Amriswil
Institurskirche Baldegg
Kathol. Kirche St. Georgen/St. Gallen
Kathol. Kirche Horw/Luzern

Kirchenfenster und **Vorfenster** *zu bestehenden Fenstern*
aus Schmiedeisen durch die Spezialfirma
MEYER-BURRI & CIE.
Kassen- und Eisenbau - **LUZERN** - *Vonmattstr. 20 - Tel. 21.874*

Günstiges Angebot
für Volks- und Pfarrbibliotheken

Einwandfreie Romane zu billigen Preisen. Soweit nicht anders angegeben alles Leinenbände. Nur solange Vorrat (Vorräte beschränkt).

Berg, W.: Attentat auf den Yellow-Expreß. Kriminalroman Fr. 4.50
Bolanden, K. von: Raphael. Fr. 3.25
Bulwer, L.: Die letzten Tage Pompejis. Historischer Roman Fr. 3.40
Champol, C.: Die Rivalin. Roman. 4. Auflage Fr. 5.60
Christ, S.: Die Sternguckerin. Roman. 2. Auflage Fr. 3.60
Coloma, L.: Arm und reich. 6. Auflage Fr. 6.40
Daudet, E.: Vom Haß zur Liebe. Roman. 2. Auflage. Halbleinen Fr. 3.60
Ebenstein, E.: Hinüber ins andere Lager. Roman Fr. 4.20
— *Die Helfegotts auf Wallstowo.* Roman. Fr. 3.60
— *Unser Sonnenschein.* Roman. Fr. 5.60
— *Die verlorene Tochter.* Roman. 2. Auflage Fr. 5.60
»Ebenstein« ist das Pseudonym für *Anni Hruschka*, deren Romane in weiten Kreisen immer noch sehr gerne gelesen werden.
Fabri de Fabris, R.: Wandlungen. Roman. Halbleinen Fr. 3.60
Fletcher, J. S.: Das Geld des Toten. Kriminalroman. Fr. 3.60
— *Die gleichen Ringe.* Kriminalroman. Fr. 3.60
— *Ein Mann fällt um.* Fr. 3.60
— *Schatten über Nicholas.* Kriminalroman. Fr. 3.60
— *Die Sicherheitsnadel.* Fr. 3.60
Frankenstein, H.: Frauenwege. Roman. Fr. 5.60
— *Eine geheime Mission.* Kriminalroman. 4. Aufl. Fr. 3.40
— *Verhängnisvolle Schuld.* Roman. Fr. 5.60
— *Das Testament der Mörderin.* Roman. Fr. 5.60
— *Unter schwerem Verdacht.* Roman. Fr. 5.60
Herford, H.: Ein Napoleon wird gesucht. Kriminalroman. Fr. 5.05
Hoecker, O.: Der Geschworene. Roman. Fr. 7.20
— *Die Wirtin zum Goldenen Lamm.* Kriminalroman. Fr. 2.80
Manzoni, A.: Die Verlobten. Fr. 3.40
Nabor, F.: Die Meeresbraut. Eine Nordlandsmär. 3. Auflage Fr. 3.25
Schott, A.: Der Bauernkönig. Roman. 3. Auflage. Fr. 3.25
Seeburg, Fr. von: Das Marienkind. Fr. 3.40
Sheehan, Patrick A.: Lukas Delmege. Roman. 6. Aufl. Fr. 8.40
Steemann, A.: Die Nacht vom 12. zum 13. Kriminalroman. Fr. 4.50
Strachwitz, H.: Thomas Klinglers erstes Semester. Roman. Fr. 1.80
Ulmer-Stichel, D.: Die unbekannte Heilige. Roman Fr. 8.40
Waal, A. de: Judas Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christentums in Rom. Fr. 5.60
Wagner, E.: Der falsche Erbe. Roman. Fr. 6.30
— *Verlassen.* Roman. Fr. 5.60
Wallace, Edgar: Louba der Spieler. Fr. 3.40
Wallace, L.: Ben Hur. Erzählung aus der Zeit Christi. Fr. 3.40
Wibmer-Pedit, F.: Die Sünderkrot. Roman. Fr. 7.—
— *Der brennende Dornbusch.* Roman. Fr. 7.—
Wichner, J.: Im Schneckenhause. Volksroman. 6. Aufl. Halbleinen Fr. 3.25
Wodehouse, P. G.: Vertauschte Rollen. Fr. 3.40

Buchhandlung **Räber & Cie. Luzern**